

Rede

Albrecht Ansohn

Dipl. Psychologe,
Berater von Kommunen in Integrationsfragen

anlässlich der
Jahrestagung des Landesverbandes der
Volkshochschulen Schleswig-Holsteins e.V.

**"Gemeinsam Gesellschaft bilden
- Integration gestalten -"**

am Freitag, 17. Juni 2016, um 10.00 Uhr,
Regionales Bürgerzentrum Büdelsdorf

Anrede,

es ist mir eine große Freude und ein Privileg, heute zu Ihnen zum Thema „Integration gestalten“ sprechen zu dürfen. Dafür danke ich Ihnen schon jetzt herzlich.

Da die meisten im Raum nicht wissen, in wessen Hände der Verband diese kostbaren 1,5 Stunden gelegt hat, stelle ich mich kurz vor.

Als junger Tischlermeister in Berlin-Kreuzberg galt mein Interesse schon früh dem Gelingen des Zusammenlebens in einem Stadtteil, das durch viele sehr unterschiedliche Lebenswelten geprägt ist und in dem es durchaus öfter konfliktreich zugeht.

Als Psychologe im Zweitberuf durfte ich viele Jahre in Projekten der Deutschen Entwicklungszusammenarbeit mitwirken. Seit meinem letzten Aufenthalt für die GIZ in Kairo bis Ende 2013 bringe ich meine Leidenschaft für lokale als auch für internationale Veränderungen in der Weise zusammen, dass ich einerseits Projekte der GIZ im Ausland unterstütze, z.B. im Nordirak. Zum anderen berate ich Deutsche Kommunen darin, wie Konflikte im Zusammenleben von Menschen verschiedener Herkunft konstruktiv bearbeitet werden können.

Integration

Wenn wir heute über Integration sprechen, dann reagiert ein Teil unserer Gesellschaft mit Skepsis. Ist Integration wirklich notwendig, sinnvoll, wünschenswert und machbar? Es geht also nicht allein um das wie sondern in wachsendem Maße wieder um das ob.

Die gemeinsame Grundlage ist nicht selbstverständlich. Das bedeutet, dass wir mehr denn je den Dialog darüber brauchen, warum Integration überhaupt ein Thema ist, mit dem wir uns beschäftigen sollten. Auch wenn mein Fokus heute auf den Gestaltungsmöglichkeiten von Kommunen und von VHS liegt, möchte ich zumindest in Kürze auf einige Dynamiken hinweisen, die das Thema heute auf die Tagesordnung ihrer Tagung gebracht haben.

Im Falle der ankommenden Flüchtlinge beruht Integration zunächst für beide Seiten, Flüchtlinge wie Aufnahmegesellschaft, nicht auf einer freiwilligen Entscheidung, ein gemeinsames Zusammenleben auszuprobieren. Die allermeisten Flüchtlinge sind hier, weil sie anderswo derzeit nicht den Schutz finden, der ihnen ein Leben in Würde ermöglicht oder schlicht auf gar keine Aufnahmebereitschaft mehr treffen. Wir nehmen sie auf, weil wir durch nationales und internationales Recht verpflichtet sind, ihren Schutzbedarf zu prüfen und so vorhanden auch Schutz zu gewähren. Dort steht nichts davon, dass uns der Einzelne sympathisch oder auch nur besonders zuträglich zu sein hat. Wenn wir uns den Herausforderungen der Integration stellen, dann haben wir uns das Thema in der Regel nicht freiwillig gesucht. Vielmehr ist es Ausdruck globaler Dynamiken und Kräfte, mit denen wir, nicht zuletzt im Sinne des eigenen Wohlergehens, den bestmöglichen Umgang suchen sollten. Das ist eine große Aufgabe und benötigt Zeit, Energie und Mut. Das verbreitete und berechtigte Gefühl, sich diese Aufgabe nicht aussuchen zu können, erklärt aber auch einen Teil des Verdrusses, den einige in unserer Gesellschaft dabei empfinden. Ich möchte gerne ein paar Herausforderungen auf diesem Weg beschreiben und Handlungsmöglichkeiten in Kommunen und VHS aufzeigen.

Zunächst bitte ich Sie, Sie eine Minute lang zu überlegen, welches Bild oder welcher Begriff Ihnen spontan in den Sinn kommt, wenn Sie an Integration denken. Tauschen

Sie sich bitte anschließend 5 Minuten an Ihren Tischen darüber aus. Wenn Sie bereit sind, können einige von Ihnen noch Ihre Bilder mit uns teilen.

Es bestehen durchaus verschiedene Bilder und Begriffe von Integration. Es macht also Sinn, zunächst zu fragen, was genau geleistet werden soll, wenn wir über Integration sprechen.

In der öffentlichen Debatte über Integration steht oft die Frage im Mittelpunkt, wer sich wem und in welchem Maße anpassen sollte. Gelegentlich sind Beiträge der Art zu hören, wie „die kommen hier zu uns und dann sollen sie sich gefälligst anpassen.“ Solche Gedanken sind von der Vorstellung geleitet, Integration sei möglich als ein Prozess, in dem sich Neuankommende mehr oder weniger rasch angleichen bis die Unterschiede zu den Menschen der Umgebung verschwunden sind.

Zunächst ist gegen die Vorstellung, dass Menschen sich im Handeln ihrer Umgebung anpassen sollten, nichts einzuwenden. Die Einhaltung von Gesetzen dort wo ich lebe ist eine Selbstverständlichkeit. Im Straßenverkehr in Kairo bewege ich mich besser nicht nach den Regeln die mich in Hamburg zumeist gut und sicher zum Ziel bringen. Wenn ich einen Tango-Club betrete sollte ich dort nicht lautstark nach Rock'n Roll verlangen. Aber das Leben ist nun mal mehr Fusion als ein einziger Tango.

Wir Menschen verfügen über sehr verschiedene Dimensionen des Fühlens, Erlebens und Handelns, die von vielen Erinnerungen und Lernerfahrungen geprägt sind. Das geht allen Menschen so und macht jede Gesellschaft so vielgestaltig, wenn sie nicht autoritär beengt wird.

Viele Kollegen, die wie ich das Glück hatten, einige Jahre in anderen Ländern arbeiten zu dürfen, berichteten, dass ihnen in der Fremde viel stärker bewusst geworden ist, was sie an ihrer Heimat aber auch an eigenen Prägungen schätzen, ohne dass damit irgendeine Wertung der fremden Umgebung verbunden ist.

Ähnliche Erfahrungen besitzen Sie alle. Wenn Sie in ein neues Unternehmen eintreten, werden sie bestrebt sein, die Regeln, Anforderungen, die Unternehmenskultur zu verstehen und sich anzupassen. Aber ihre wichtigste Ressource dafür sind ihre bisherigen sowohl beruflichen als auch persönlichen Erfahrungen und genau diese machen sie wertvoll für ihre neue Umgebung. Für Menschen aus Bürgerkriegsländern haben diese persönlichen Ressourcen noch einmal eine ganz eigene Dimension. Erinnerungen wie der Geruch des heimischen Gartens, die Stimmen im vertrauten Stadtteil, die Musik der Kindheit oder auch der Glaube aus dieser Zeit sind wichtige Quellen der Kraft. Sie zum Versiegen bringen zu wollen ist weder hilfreich noch realistisch. Denn nicht nur der einzelne Mensch braucht sie zur Bewältigung großer Veränderungen oder sogar Traumata. In ihnen liegt auch der Reichtum der Neuankommenden für die Aufnahmegesellschaft.

Integration beginnt deshalb mit realistischen lebensnahen Anforderungen aneinander, was auch bedeutet, mit dem Verzicht auf abstrakte Vorgaben, die für das Zusammenleben zumeist irrelevant sind.

Hilfreich erscheint mir dagegen, sich vorzustellen, was Integration im Ergebnis leisten soll:

Ein gut integriertes Gemeinwesen ermöglicht seinen Bewohner/-innen ein Gefühl der Verbundenheit. Die Menschen wissen in der Regel, was sie voneinander erwarten können, zumindest soweit, dass sie sich in Begegnungen sicher fühlen, sich im Notfall auf die tatkräftige Mithilfe Vieler verlassen, im Alltag dagegen zumeist mit dem Respekt und der Rücksicht ihrer Nachbarn rechnen können. Eine Voraussetzung, um gleiche Verbundenheit zu ermöglichen ist die gleiche Teilhabe an den Rechten und

Pflichten der Gemeinschaft. Dies herzustellen ist ein Prozess, der nie abgeschlossen ist, weil sich Gemeinwesen ständig verändern. Und er gelingt, wenn alle Menschen, die in der Kommune leben, daran beteiligt sind.

Von diesem Ergebnis her betrachtet, wandelt sich die Frage, wer mehr leisten muss oder sich mehr anstrengen sollte, zur Frage, was in der Kommune gemeinsam getan werden kann, damit sie allen Bürger/-innen eine lebenswerte Heimat bietet. Gut integrierte Kommunen verfügen über ein hohes Sozialkapital, das heißt, lebendige Netzwerke gegenseitiger Unterstützung. Sie sind stolz auf das Geschaffene, randständige Gruppen werden angesprochen und eingeladen, Konflikte, die zum Leben dazu gehören, werden konstruktiv miteinander bearbeitet.

Herausforderungen für Kommunen

Die Ankunft sehr vieler Menschen aus anderen Ländern in einem kurzen Zeitraum stellt nun die Integrationsfähigkeit vieler Kommunen auf die Probe und alle Beteiligten vor Herausforderungen. Der Umgang mit vielen Menschen anderer Sprache, deren Lebenshintergründe und Prägungen ich nicht kenne, birgt immer Verunsicherungen. In solchen Situationen greifen gewohnte Interpretationsmuster nicht. Das geht mir allein schon so in der Beratung einer Kommune in Mecklenburg. Was bei mir als Berliner, der sich quasi in ständiger Redeschlacht befindet, als undurchschaubares Schweigen ankommt, kann dort wohlwollende Zustimmung bedeuten. Mich verunsichert es, ich kann es nicht deuten, im Schlimmsten Fall reagiere ich innerlich beleidigt und ziehe mich zurück.

Diese Erfahrung erleichtert mir, die Verunsicherung vieler Alt-Eingesessener Menschen mit den vielen Zuwanderern aus Syrien, Irak und Afghanistan zu verstehen, besonders in kleineren Kommunen im ländlichen Raum, wo die Erfahrung und die Routinen des Umgangs miteinander noch stärker fehlen.

Einige Beispiele für Irritationen im Alltag, die sie vermutlich auch gut kennen. Einige Bewohner/-innen des Seniorenheims trauen sich nicht mehr auf die Straße, weil Syrer/-innen immer in Gruppen von mehreren Personen die Straße entlang flanieren. „Das macht hier sonst niemand“.

Jugendliche mit arabischem Aussehen sitzen auf den Zugangsstufen zum Einkaufscenter in der Sonne. Ältere Einkaufsgäste trauen sich nicht, ihnen deutlich machen, dass sie da hindurch möchten und kehren um.

Bewohner/-innen einer Gemeinschaftsunterkunft fordern beim Bürgermeister die Einrichtung eines muslimischen Gebetsraumes.

Ein Leiter einer Gemeinschaftsunterkunft organisiert an einem Abend in der Woche Deutsch Übungsstunden durch Freiwillige. Diese opfern ihren Abend, sitzen aber nach dem zweiten Treffen vor leeren Stühlen.

Im kommunalen Kino findet ein Filmabend für Flüchtlinge statt. Es kommen vor allem junge Männer, die dem Veranstalter die Hand schütteln, nicht aber seiner Frau, die neben ihm steht.

Frage ans Publikum: Was waren Situationen, die Sie in Ihrer VHS als herausfordernd erlebt haben?

Vielen Dank für ihre Beispiele. Mir erscheint der erste Schritt zu Integration darin zu bestehen, dass wir offen darüber sprechen, was wir als verunsichernd, störend oder befremdlich empfinden. Ein schön Färben hilft uns nicht weiter. Es ist sogar

kontraproduktiv. Wenn wir anerkennen, dass uns etwas schwer fällt oder belastet, kann das ein wichtiger Antrieb sein, Dinge verändern und verbessern zu wollen.

Mir persönlich macht die Erfahrung aus zwei Jahren Tätigkeit in Kairo es leichter, mit Menschen aus Syrien oder dem Irak ins Gespräch zu kommen.

Es wird sie nicht überraschen, wenn ich Ihnen berichte, dass die gleichen Situationen aus deren Warte oft völlig anders wahrgenommen werden.

In vielen Gesprächen vernehme ich:

„ich traue mich hier nur in der Gruppe auf die Straße, weil mich die Menschen böse anschauen.

Wenn ich morgens den Bus betrete, sind alle verstummt. Richtet sich das gegen mich?

Mein Kind muss in der Schule in der letzten Reihe sitzen. Warum wird es ausgeschlossen?

Ich verstehe nicht, warum wir in Deutschland nicht zusammen beten dürfen.“

Viele Syrer, befragt nach ihrer Bereitschaft, sich an der Gestaltung der Unterkunft zu beteiligen, antworteten: Ich sehe keinen Sinn an Mitwirkung, weil wir hier ein deutsches Management haben und das ist das Beste auf der Welt.“

Und dann der freiwillige Deutschunterricht. Erst mühsam habe ich verstanden, dass wir völlig unterschiedlich auf die selbe Situation schauen. Ich erwarte eine interessante Begegnung mit Menschen aus einem anderen Land. Für „meine“ Teilnehmenden dagegen war völlig unklar, ob die Teilnahme Pflicht ist oder zumindest Punkte für den Aufenthalt bringt, ob ich vom Amt, von der AWO oder sonst wem bezahlt werde, möglicherweise irgendwem darüber berichten soll. Die Gespräche darüber haben mir nahe gebracht, welche enormen Anforderungen es für Menschen aus Syrien bedeutet, sich hier im Dschungel der verschiedenen Ämter und Zuständigkeiten zu bewegen, wie zeit- und kraftraubend es empfunden wird, wenn zudem gleichzeitig Angehörige in Syrien in Todesgefahr schweben. Morgens nicht aufzustehen, hat eine völlig andere Bedeutung, wenn dieses Bett der einzige geschützte Raum ist inmitten einer Umgebung, die oft unverständlich, gelegentlich aber auch feindselig erlebt wird.

Verstärkt wird dieses Gefühl der Niederlage vor dem Hintergrund der großen Erwartungen, mit denen Menschen zu uns kommen.

Vor zwei Wochen hatte ich im Nordirak die Gelegenheit, mit jungen Leuten und Gemeindeältesten aus der Gruppe der Jesiden zu sprechen, die dort in Camps für Binnenvertriebene leben. Die Ältesten sagten mir, unsere Gemeinschaft ist zerbrochen, zerstört, einige unserer jungen Frauen sind noch Gefangene des IS. Wir sehnen uns nach einem sicheren Ort. Wir möchten am Liebsten nach Deutschland kommen. Die Jungen Leute sagten: hier im Camp verpassen wir unser Leben. Wir wollen lernen, etwas aus unserem Leben machen. Wir möchten von euch eine Chance dazu erhalten. Vor diesem Hintergrund erscheint Deutschland als der sicherste begehrenswerteste Ort der Welt. Mir hilft diese Kenntnis der Lebenssituation in den Camps besser zu verstehen, warum bei denen, die es hierher geschafft haben, so oft auf die Euphorie ein Energie-Einbruch erfolgt.

Auf die Begegnungen im Alltag aus anderem Blickwinkel zu schauen, kann und soll die Irritationen nicht beseitigen oder wegerklären. Es soll nur deutlich machen, dass es eine gemeinsame Aufgabe ist, wenn wir uns besser verstehen wollen und Wege für ein gelingendes Zusammenleben finden wollen.

Herausforderungen der Aufnehmenden Gesellschaft

Hilfreich scheint mir, sich dabei zu verdeutlichen, dass unsere Gesellschaft sich selbst im ständigen Wandel befindet. Eine viel vernommene Klage lautet: „also mit der Mülltrennung haben es die Araber ja nicht so“. Mir fällt dann ein, wie viel Ablehnung es in meiner Jugend gegenüber der Mülltrennung gab, wie darum gerungen wurde und wie lange es gebraucht hat, das System auf einen funktionalen Stand zu bringen.

Letztlich ist die Mülltrennung eine Antwort auf einen sich wandelnden Lebensstil, der immer größere Müllberge produziert. In anderen großen Veränderungen ringen wir noch stärker um Antworten. Eine der größten Veränderungen stellt der demografische Wandel dar. Wie die globalen Fluchtbewegungen ist er Ausdruck langfristiger Dynamiken, an denen viele verschiedene Faktoren mitwirken und die wir nicht mit kurzfristigen Maßnahmen beeinflussen können. Für viele Kommunen bedeutet er einen drohenden Verlust an Vitalität, Preisverfall von Immobilien, Verlust von Kultureinrichtungen und sozialer Infrastruktur.

In der Folge kann sich der Zusammenhalt in unseren Kommunen nicht mehr selbstverständlich auf gemeinsam geteilte und von allen verstandene Tradition stützen. Er muss, mit oder ohne Flüchtlinge, immer wieder hergestellt, neu ausgehandelt werden. Wir müssen uns fragen, ob wir dazu ausreichend vorbereitet sind.

Was können Kommunen tun?

In Kommunen, wie wir in unserem vom BAMF geförderten Projekt „Zusammenhalt fördern - Integration stärken“ beraten, geschieht schon viel, auch ohne unser Zutun und mich beeindruckt wie viel Engagement viele Menschen und Institutionen für Integration aufbringen. Einige der benannten Irritationen wurden einfach dadurch aus der Welt geschafft, dass Menschen auf andere zugegangen sind, eben weil sie davon ausgehen, dass es möglich ist, miteinander zu reden.

Der Bürgermeister nimmt sich Zeit, jungen Muslimen zu erklären, dass in Deutschland der Staat keine Gebetsräume einrichtet. Die Leiterin des Einkaufszentrums bittet die jungen Syrer, sich auf die nahe Bank zu setzen statt auf den Stufen des Einkaufszentrums zu sitzen.

Wir erleben aber auch, wie schwer es fällt, das vertiefte gemeinsame Gespräch in Gang zu bekommen, das aber unerlässlich ist, wenn Verständnis und gegenseitiges Vertrauen entstehen soll.

Vielerorts werden zu diesem Zweck Initiativen wie ein offenes Begegnungscafé gestartet. Bei aller Anerkennung für das Engagement der Betroffenen, haben solche Formate auch Risiken und Nebenwirkungen. .

Für Gespräche, die über einen Alltagsschwatz hinausgehen, vielleicht auf Irritationen zum Thema machen wollen, bedarf es eines strukturierten Rahmens, der Setzung von Themen, der sprachlichen Übersetzung und nicht zuletzt des Muts, miteinander in Kontakt zu treten. Deswegen sind sie sorgfältig vorzubereiten.

Vor allem aber erreichen solche Räume zumeist nur einen kleinen Teil der Stadtgesellschaft, nämlich diejenigen mit hoher Bildung, Frustrationstoleranz und Bereitschaft sich zu engagieren.

Im schlimmsten Fall verstärken sie bei Anderen das Gefühl, dass Irritationen nicht willkommen sind und keinen Raum haben. Das trifft besonders auf Gruppen zu, die sich in der Kommune nicht angenommen finden.

Im ideal Fall können alle Gruppen in der Kommune ihre Interessen artikulieren und sind fähig und bereit, sie miteinander auszuhandeln.

Ganz praktisch ist es ein langer Weg in sehr kleinen Schritten, das Gespräch miteinander herzustellen, besonders dort wo die gelebte Kultur des miteinander Redens schwach ausgeprägt ist. Eine Öffnung für Dialog lässt sich aber nur erreichen, wenn Menschen sich dazu eingeladen, befähigt und ermutigt fühlen.

Dies bedarf sehr niederschwelliger Angebote, wo zunächst über sehr einfache Dinge gesprochen wird, wie über den Zugang zum Sport-Training oder die Nutzung des Spielplatzes. Ein gemeinsames Anliegen, ein Interesse das geteilt wird, sind die besten Aufhänger. Das Gespräch fällt oft schwer, weil das Thema Integration mit vielen Emotionen besetzt ist. Immer wieder spüre ich auch, wie Menschen die Sorge umtreibt, für ihre skeptische Haltung abgewertet zu werden.

Deshalb bemühen wir uns, einen wertschätzenden Rahmen zu setzen, kleine moderierte Runden in einladender Atmosphäre, in denen das Gesagte nicht bewertet wird, Bürger_innen mit ihren Anliegen ihren Raum haben und auf Lösungen hin orientiert wird. Erfolge haben wir damit, wenn in Vorgesprächen allen klar ist, worum es geht, sie sich sicher fühlen und eine anerkannte lokale Institution mit dahinter steht, wie ein Verein oder die Kita. Es könnte auch die VHS sein.

Was können VHS leisten?

Menschen integrieren sich nicht in abstrakte Verwaltungsstrukturen wie Landkreise oder Bundesländer. Sondern in Gemeinwesen wie Kommunen, in denen es Angebote gibt, soziale Netzwerke und Nachbarschaften. Deswegen entscheidet sich auf dieser Ebene ob Integration gelingt oder scheitert.

Um Dialog auf kommunaler Ebene zu fördern bedarf es des Wissens und der Fähigkeiten, der Räume wie der Ressourcen. Hier sehe ich eine ganz große Möglichkeit für die VHS. Sie sind an rund 160 Orten in S-H präsent und sind vielerorts das wichtigste außerschulische Bildungsangebot.

Zudem bilden sie einen starken Verband, der den Wissensaustausch erleichtert. Sie verfügen über Räume und Ressourcen und eine lange Tradition der Wissens-Vermittlung. Zudem erreichen sie schon immer sehr unterschiedliche Gruppen und besitzen damit mehr Erfahrung mit Diversität als viele andere.

Wo sehe ich konkrete mögliche Angebote?

Vielen Menschen in S-H fehlt z.B. einfach Wissen über den Islam, wie eine aktuelle Studie der Mercator-Stiftung belegt. Vielen Nicht-Muslimischen Menschen in S-H dürfte es leichter fallen, dieses Wissen in neutralen Bildungsinstitutionen wie den VHS abzuholen als in Moscheen. Sie haben dazu mit der jungen Islamkonferenz ja bereits ein spannendes Format ausprobiert.

Ein anderes wichtiges Wissensthema betrifft die Einschätzung und Zuschreibung von Verhalten. Wie oft hören wir, dass für Irritationen die Kultur verantwortlich ist. Wir alle neigen dazu, Probleme bei uns selbst auf die Situation zu beziehen wie „schlechten Tag gehabt“, bei anderen dagegen die Person oder gar die Kultur verantwortlich zu machen. Gerade Multiplikator/-innen der öffentlichen Meinung in Institutionen, Vereinen und Unternehmen sollten über mehr Wissen verfügen, wie Einschätzungen entstehen und wie wir sie kritisch prüfen können.

Viele Alltagsirritationen könnten mit etwas mehr Wissen über den Hintergrund des Gegenübers anders gestaltet werden.

Besonders hilfreich ist es, wenn sich das Wissen mit der Möglichkeit verbindet, das eigene Handlungsrepertoire in Übungen zu erweitern.

Ein weiteres wichtiges Feld sehe ich in der Vermittlung von Dialogfähigkeiten. Wenn Aushandeln von Interessen gelingen soll, dann benötigen zunächst alle Beteiligten Fähigkeiten, sich zu artikulieren. Deswegen braucht es zunächst spezifische Angebote für verschiedene Gruppen, also z.B. für Menschen aus der Verwaltung, Nachbarn von Unterkünften usw. ebenso wie für Flüchtlinge. Am besten scheint Erfolg zu versprechen, wenn dazu die Kooperation mit Institutionen und Vereinen gelingt, die bereits über einen Rahmen verfügen, mit dem die einzelnen Menschen vertraut sind.

Angebote sollten sich zunächst auf kleine praktische Alltagssituationen beziehen. Wie nehme ich wahr, was ich in einer bestimmten Lage brauche, und wie kann ich es vermitteln? Wie bleibe ich dabei wertschätzend und ermögliche meinem Gegenüber, darauf einzugehen?

Am besten ist es, wenn Neuankommende wie Flüchtlinge und Alt-Eingesessene direkt miteinander in Kontakt kommen. Das gelingt, wenn es ein echtes verbindendes Thema gibt und alle wissen, worauf sie sich einlassen. Dafür ist es wichtig, dass die Erwartungen auf beiden Seiten klar sind, was wiederum der Vorbereitung bedarf. Möglicherweise haben sie ja durch die Durchführung von Integrationskursen ein erhöhtes Aufkommen von Irritationen. Eigentlich eine sehr gute Quelle, um Dialoge zu initiieren.

Ein letztes Thema, was mir oft zu kurz zu kommen scheint ist der wertschätzende Umgang mit den eigenen Irritationen. Das ist oft leichter gesagt als getan, weil gerade wir als Menschen im Bildungsbereich mit unserem Anspruch kämpfen, perfekt sein zu wollen oder zumindest die Kontrolle zu behalten. Deswegen sind geschützte Räume wichtig, die uns helfen, achtsam mit uns selbst und unseren Erfahrungen umzugehen.

„Nur was wir annehmen können wir wandeln“ sagt C.G.Jung. Integration bedeutet mehr als Sprache, es bedeutet die Dinge im Dialog zur Sprache zu bringen, damit wir sie annehmen und wandeln können.